



Ordensleben in Tansania

1. Einführung

Die katholische Kirche in Tansania ist von Ordensfrauen und -männern so geprägt, dass man sie als Ordenskirche bezeichnen kann. Die zentrale Statistik der Bischofskonferenz zählt 89 Schwestern- und 36 Männerkongregationen. Es handelt sich wohl gemerkt um Kongregationen, nicht um Gemeinschaften. Allein bei den Frauen gibt es Gesellschaften mit bis zu 1000 Mitgliedern. Entsprechend flächendeckend sind die Aktivitäten dieser Frauen und Männer. Sie sind auf allen Gebieten tätig, in denen Kirche seit alters her ihre Tätigkeit entfaltet. Kindergärten, Volksschulen, Sekundarschu-

len, Schulen für Blinde und Hörgeschädigte, Universitäten und Fachschulen werden von Orden geleitet. Viele dieser Schulen gehören zu den besten des Landes und manche erreichen Randgruppen, um die sich sonst niemand kümmert. Ein Drittel aller Krankenhäuser des Landes werden von der katholischen Kirche geführt. In fast allen tragen Ordensschwestern Verantwortung. Darüber hinaus sind sie in Dörfern medizinisch tätig und bringen Behandlungschancen in die abgelegensten Gebieten Tansanias. Orden führen Tagungshäuser, übernehmen pastorale Aufgaben, engagieren sich im Presseapostolat und leisten Basis orientierte Entwicklungshilfe. Die Rolle und Würde der Frau wurde durch die Ordensschwestern ganz entschieden zum positiven hin entwickelt und führende Frauen des Landes kamen zum großen Teil aus ordenseigenen Schulen.

Bei einer Reise durch Tansania entgehen auch dem uninformierten Reisenden die Aktivitäten der Ordensleute nicht. Sie sind einfach überall, auf dem Dorf, in der Stadt, im Bus, auf der Straße. Ihre Zentren gehören zu den größten Gebäudekomplexen, die auf dem Land zu finden sind. Riesige Kirchen und Gebäude beherrschen das Umfeld, das oft noch brach und wild ist. Nachwuchs gibt es viel und so wird das Bild der Ordensleute von jungen Menschen beherrscht, die aktiv voller Optimismus in die Zukunft blicken. Kein Wunder, dass so manch europäischer Oberer neidvoll auf diese Kirche blickt und sich wünscht, ein wenig von diesem Segen abzubekommen.

Zweifellos sind die Präsenz und die Kraft der Orden in Tansania beeindruckend. Bei näherem Hinsehen ergibt sich jedoch ein differenzierteres Bild. Viele dieser Stärken sind

↑ Ordensleben in der globalisierten Welt

Den Blick über den Horizont...

...Deutschlands und Europas hinaus wirft die Ordenskorrespondenz in einer lockeren Reihe.

Die weltweiten Netzwerke der Orden können als Paradigma und Vorreiter der Globalisierung gelten. Die Ordenskorrespondenz fragt nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen dem Leben als Ordensfrau/Ordensmann in Deutschland und anderen Ländern und Kontinenten. Dazu bitten wir Ordensleute, denen das Leben in einem Orden in Deutschland vertraut ist, die aber zugleich inzwischen in einer anderen Kultur verwurzelt sind, um Beiträge. In dieser Ausgabe wirft P. Ansgar Stüfe OSB einen kritischen Blick auf das Ordensleben wie es sich heute in Tansania verwirklicht.



zugleich auch Schwächen und erzeugen Probleme. Diese Probleme sind in manchen Bereichen existenzbedrohend und bedürfen der Aufmerksamkeit der Weltkirche. Im Zeitalter der Globalisierung müssen sich auch Ordenschristen in Deutschland damit auseinandersetzen, wie es ihren Schwestern und Brüdern anderswo geht. Dies ist das Ziel dieses Artikels.

2. Kurzer Blick zurück

Die katholische Kirche begann in Tansania mit der Ankunft von Ordensleuten. Bereits in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts waren Spiritaner an der Küste und verabschiedeten den berühmt berüchtigten Entdecker Henry M. Stanley, bevor er sich auf seine Reise nach der Suche von David Livingstone machte. In Stanleys Buch „Wie ich Livingstone fand“ beschrieb er diese Szene und gab eine wenig schmeichelhafte Beschreibung der Missionare. Diese negative Beschreibung missionarischer Arbeit wurde dann Vorbild für viele Kolonialschriftsteller. Unter anderem ist dies einer der Ursachen für das Negativimage der Mission.

Im Norden Tansanias am Viktoriasee bezogen die Weißen Väter und im Süden die Benediktiner ihre ersten Missionsstationen. Mit ihnen kamen auch die jeweiligen weiblichen Zweige der Gemeinschaften. Nach dem ersten Weltkrieg kam ein zweiter Schub an Ordensgemeinschaften und in den 30er Jahren wurden die ersten einheimischen Gesellschaften gegründet. Die Frauenorden gründeten damals von ihnen unabhängige Kongregationen, die dem Ortsbischof unterstellt wurden. Natürlich waren damals alle Ortsbischöfe ebenfalls Ordensmitglieder.

Die große Wende kam nach der Unabhängigkeit des Landes 1961. In einem Zeitraum von nur 10 Jahren wurden die meisten Diözesen mit einem einheimischen Bischof besetzt. Erst jetzt entstand ein von den Orden unabhängiger Klerus. Die Orden fanden sich

plötzlich in Diözesen, die sie selber begründet und auch geleitet hatten, als Mitarbeiter wieder, die nicht mehr auf allen Ebenen das Sagen hatten. Die Schwesternorden bekamen nun afrikanische Bischöfe als Obere und waren plötzlich von ihren Ursprüngen getrennt. Bald wurden auch entsprechende Organisationen gebildet. Die Bischöfe setzten ihre Bischofskonferenz fort, die aber nicht mehr aus Ordensoberen bestand. Daher wurde eine Konferenz der weiblichen und der männlichen Ordensoberen gegründet. Obwohl alle Priesterseminare auf Ordensgründungen zurückgehen, gab es Spannungen in der Priesterausbildung. Gerade wegen der Übermacht der Orden wollte man sich in der Ausbildung von den Orden abgrenzen, was es manchmal für Ordensstudenten schwer machte, in einem Priesterseminar zu studieren. In den 90er Jahren wurde daher von den Salvatorianern eine Ordenshochschule in Morogoro, einer Stadt in der Nähe von Dar es Salaam, gegründet. Viele Orden errichteten in der Nähe dieser Hochschule ein Haus für ihr Juniorat und manche auch ihr Provinzialat. Die Orden haben sich also von ihrer eher missionarisch ausgerichteten Ursprungshaltung zurückgezogen und überlassen zu einem großen Teil die Seelsorge den Diözesen. Je nach ihrem Charisma suchen sie ihre Rolle in der jetzigen Kirche zu finden.

3. Aktuelle Situation

Die Situation im Augenblick wird davon beherrscht, dass die letzten ausländischen Missionare sich zurückziehen oder sterben. In den meisten Kongregationen gibt es nur noch tansanische Mitglieder. Die Kongregationen unterscheiden sich rechtlich vor allem in drei Gruppen. Es gibt die internationalen Orden päpstlichen Rechts, internationale Orden bischöflichen Rechts und lokale Orden bischöflichen Rechts. Diese drei Gruppen unterscheiden sich erheblich. Die Orden



päpstliche Rechts sind unabhängig von den Bischöfen. Sie haben Zugang zu international organisierter Ausbildung und Geldquellen. Ihnen gelingt es immer noch relativ leicht, große Institutionen zu leiten und deren Niveau zu halten. Den einheimischen Orden bischöflichen Rechts geht es genau umgekehrt. Sie haben Probleme mit der Bildung, es fehlt an finanziellen Ressourcen, sie sind dem Bischof unterstellt und damit Einflüssen ausgesetzt, die sie nicht steuern können. Dazwischen sind die internationalen Orden bischöflichen Rechts. Es handelt sich dabei um meistens karitativ tätige Orden, die von Europa aus gegründet wurden. Geld fließt immer noch und die Bildungschancen sind besser, aber der Bischof übt seinen Einfluss ungehindert aus. Wenn im Folgenden Probleme und Chancen diskutiert werden, müssen diese unterschiedlichen Ausgangsbedingungen immer berücksichtigt werden.

4. Soziales Umfeld

Tansania ist ein armes Land. Es gehört der Statistik nach zu den 20 ärmsten der Erde. 80% der knapp 40 Millionen Menschen lebt auf dem Land. Die Lebensbedingungen sind seit Jahrhunderten ähnlich geblieben. Das wesentlichste Gerät zum Ackerbau ist die Hacke. Ein nicht kleiner Teil der Bevölkerung lebt von der Viehzucht und zieht mit dem Vieh als Nomaden durchs Land. Sie stellen etwa 20 % der Bevölkerung und halten sich weiterhin an die eigenen Stammesreligionen. Ansonsten sind etwa 55% der Bevölkerung christlich und 33% muslimisch. Die Katholiken stellen etwa 30% der Bevölkerung. Ordensleben vollzieht sich also in einem Umfeld der Armut und sehr langsamer Veränderung der Lebensweisen. Gleichzeitig verändert sich das Leben in den Städten rasch. Elektrischer Strom und die elektronischen Medien haben in den letzten zehn Jahren eine gewaltige Veränderung bewirkt. Wer gut ausgebildet ist und die neuen Technologien

beherrscht, kann einen westlichen Lebensstil führen. Nicht wenige Bürger Tansanias sind in einer Lehmhütte geboren und arbeiten heute in einem voll klimatisierten Büro und beraten ausländische Investoren. Diese Gleichzeitigkeit von extrem unterschiedlichen Lebensweisen führt zu großen Desorientierungen in den Lebenszielen, die auch in den Orden ihren Widerhall finden.

Europäische Missionare sind gekommen um den Menschen die frohe Botschaft Jesu Christi zu bringen, die sich dadurch zeigt, dass den Armen die Frohe Botschaft verkündigt wird, Kranke Heilung finden und Randgruppen eine Chance zu ihrer Würde finden. Afrikaner, die in die Orden eintreten, kommen nun eben aus diesen Gruppen, die ursprünglich im Blickfeld der Missionare lagen. In ihrem Eigenverständnis sind sie selbst arm und wollen ihre Würde und ihre Chance bekommen. Bevor sie in einen Orden eintreten, haben sie nicht im Blick, anderen zu einer besseren Bildungschance oder Lebensweise zu verhelfen. Junge Frauen und Männer suchen nach Möglichkeiten, Bildung zu bekommen und ein besseres Leben zu führen. Dies kann die Ziele einer Kongregation gefährden. Es stellt sich dann die Frage, ob junge Ordensleute die Ziele der Gründer überhaupt fortsetzen wollen. Die Frage, ob sie es dann auch können, muss ebenso gestellt werden. Wie geht nun die Ordensleitung mit solchen Fragen um? Hier kommt nun die Dreiteilung der Ordensstruktur zum Tragen. Bei internationalen Orden wird oft zentral entschieden, welchen Tätigkeiten die Orden nachgehen sollen. Sie bekommen oft an internationalen Instituten eine Ausbildung und werden dann entsprechend der Eignung eingesetzt. Zwar werden damit auch die oben erwähnten Eigenenerwartungen erfüllt, aber ein rigoroses Ausbildungsprogramm sorgt für die Einhaltung der Ordensziele. Die Jesuiten setzen dieses Konzept sehr konsequent um. Die Benediktiner schwanken oft zwischen lokaler Präsenz und internationaler Ausrichtung, während die missionierenden Orden sowieso ei-



ne straffe internationale Ausrichtung durchsetzen wie es die Missionare Afrikas, die Weißen Väter tun. Ganz Ähnliches gilt für die Frauenorden. Bei ihnen kommt noch ein spezielles Problem hinzu. Viele karitativ tätigen Orden wurden im 19. Jahrhundert gegründet. Ihre Zielrichtung war eigentlich nicht primär die Mission. Auf Einladung von Missionsgesellschaften machten sie aber in den so genannten Missionsgebieten Neugründungen. Dort folgten sie treu ihrer Gründungsidee und führten Kindergärten, Haushaltsschulen, Behinderteneinrichtungen und Krankenhäuser. In Europa konnten diese finanziert werden, weil es einen wohlhabenden Teil der Bevölkerung gab, die man mit Hilfe der kirchlichen Lehre zur Unterstützung dieser Einrichtungen überzeugen konnte. Später kam der Staat hinzu, der heutzutage ja viele dieser Einrichtungen finanziell trägt, auch wenn Ordensschwestern noch tätig sind. In der Mission aber wurde diese Tätigkeit von Spendern aus Übersee finanziert. Die einheimische Bevölkerung, auch der wohlhabendere Teil, oder der Staat haben bis heute keine Mittel, diese Einrichtungen weiter zu führen. Die karitativ tätigen Orden sind oft bischöflichen Rechts. Sie sind in kleinen Gruppen in Pfarreien tätig, helfen in der Pfarrarbeit, Gesundheitsfürsorge, Frauenarbeit und in Schulen. Wie können sie aber diese Tätigkeit weiterführen, wenn keine Mittel mehr aus Europa kommen? Wie können sie qualifiziertes Personal ausbilden, wenn sie nicht einmal die Kosten der Ausbildung aufbringen können? Wie gar sollen sie ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen? Viele Ordensschwestern sind daher gezwungen, die ererbten Einrichtungen zu Einnahmезwecken zu benutzen. Sie heben die Gebühren an, so dass sie ein eigenes Einkommen haben und gleichzeitig die Institutionen weiter führen können. Das führt dazu, dass nur noch wohlhabende Eltern ihre Kinder in solche Schulen schicken können. Damit wird der ursprüngliche Auftrag ins Gegenteil verkehrt. Anstatt den Armen zu

helfen, bekommen die Reichen billige Ausbildungsmöglichkeiten geboten. Allerdings klappt das nur, wenn die Schwestern qualifiziert sind und auf hohem Niveau arbeiten können. Manche Ordensgemeinschaften haben zu wenig gut ausgebildete Schwestern und können einen solchen Dienst gar nicht anbieten. Solche Ordensgemeinschaften stehen vor sehr schwer lösbaren Aufgaben. Woher sollen Mittel kommen, Gemeinschaften mit bis zu 800 Schwestern zu ernähren?

Daher ist es auch nicht erstaunlich, dass die ordenseigenen Eliteschulen vorwiegend von Orden geleitet werden, die entweder international organisiert sind oder noch Unterstützung ihrer europäischen Gründerkongregation bekommen.

Bei Krankenhäusern sind die Konsequenzen dieser Entwicklung besonders spürbar. Der Bedarf an qualifiziertem Personal, an finanziellen Mitteln und Beschaffung von Hilfsmitteln ist weit umfangreicher als in Schulen. Immer noch gibt es ausgezeichnete, von Orden geführte Krankenhäuser. Es handelt sich aber fast ausschließlich um Häuser internationaler Ordensgemeinschaften, die weiter für laufende Zuschüsse sorgen. Viele Krankenhäuser wurden von den Gründerkongregationen an die Diözesen weitergegeben. In den meisten Fällen wurden lokale Schwesternkongregationen der Diözesen mit der Führung beauftragt und ein Vertreter des Bischofs ist entweder Administrator oder übt zumindest Aufsicht. Die Diözesen haben aber keine Eigenmittel, um Krankenhäuser mit Zuschüssen zu versorgen. Daher sind die Schwestern auf sich selbst gestellt. In den meisten Fällen haben die Orden keine ausgebildeten Manager zur Verfügung. Oft herrscht – wie bei den Schulen – die Ansicht, mit Anhebung der Behandlungsgebühren, die Finanzierung zu sichern. Da die meisten Ordenskrankenhäuser auf dem Land liegen, wo die Menschen kaum über Bargeld verfügen, sinkt die Zahl der Patienten. Als Folge muss auch das Personal reduziert werden und besser qualifizierte Fachleute können

nicht mehr bezahlt werden. So entstehen halb leere Krankenhäuser mit schlecht ausgebildetem Personal. In einer Untersuchung wurde festgestellt, dass ein Minimum von 20% Fremdfinanzierung notwendig ist, um in Tansania ein Krankenhaus zu führen. Verfügt eine Diözese nicht über dieses Geld, müsste das Krankenhaus eigentlich geschlossen werden. Verschärft wird diese Situation für die Ordengemeinschaften, weil ihnen das Absinken des Niveaus oft zur Last gelegt wird. Zudem werden diese bischöflichen Gemeinschaften mit den international organisierten verglichen. Bei diesem Vergleich schneiden sie oft ungünstig ab.

5. Kulturelles Umfeld

Bisher kamen vor allem soziale und ökonomische Bedingungen zur Sprache, unter denen Ordensleute in Tanzania arbeiten und leben. Eine noch größere Herausforderung ist der kulturelle Hintergrund, aus dem ja alle Ordensleute kommen.

a) die afrikanische Großfamilie

Die alles beherrschende Lebensform ist die Großfamilie, in die jeder Afrikaner und jede Afrikanerin hineinwächst. Hier wird Rollenverhalten geübt, soziales Verhalten geprägt und Loyalitäten geformt. All dies bildet die Grundlage für ethisches Verhalten jenseits von Glaubenssystemen und metaphysischen Konstrukten. Wenn von Großfamilie gesprochen wird, darf man nicht die europäische Vorstellung von drei Generationen unter einem Dach damit verbinden. Die afrikanische Großfamilie besteht aus allen Generationen mit allen dazu gehörigen Kindern und Enkeln, also die Großeltern mit ihren Geschwistern und Kindern und Enkeln, die Eltern mit ihren Geschwistern und ihren Kindern. In vielen Familien gehören bis 200 Personen zu einer solchen Großfamilie. Auch die Sprache drückt dieses nahe Verhältnis

aus. Tanten und Onkel werden als Mutter und Vater angesprochen, die Cousinen und Cousins entsprechend als Schwestern und Brüder. Zu diesem Personenkreis gilt absolute Loyalität. Wird jemand krank, muss die Familie für die Behandlungskosten aufkommen. Bekommt jemand die Chance zur Ausbildung, legt die Familie zusammen, um die Kosten zu tragen. Umgekehrt wird natürlich erwartet, dass der erfolgreiche Absolvent dann die anderen Mitglieder der Familie fördert. Dieses System wird dann zur Plage, wenn nur ein Mitglied der Familie ein Gehalt hat oder eine hohe Position erreicht. Das gilt für den Minister ebenso wie für eine Generaloberer oder einen Bischof.

b) Umgang mit dem Tod

Die Sippe oder Großfamilie hat aber auch einen metaphysischen Hintergrund. Die afrikanische Lebenswelt ist voller Gefahren. Der Tod ist ein Alltagsgeschehen. Die Kindersterblichkeit ist hoch, die Lebenserwartung gering. Die neue Seuche AIDS hat dieses Lebensgefühl auch in der neuesten Zeit bestätigt. In dieser lebensfeindlichen Umgebung dient die Sippe als Überlebensmedium. Der einzelne kann nicht allein überleben, die Sippe kann es nur und ist daher allen Werten übergeordnet. Der einzelne hat nur Ansehen und Einfluss als Teil der Sippe und bezieht so seinen Selbstwert als Mensch nur von der Gruppe her. Dazu gehört, dass die Vermehrung der Sippe und damit die Fruchtbarkeit aller ersten Rang haben. Die Frau muss sich als Gebälerin bewähren, der Mann als Zeuger. Diese Grundeinstellungen werden den jungen Menschen in Geheimriten beigebracht und spielen in der psychologischen Eigenwahrnehmung der Menschen eine sehr große Rolle – auch heute noch.

Die Antwort auf den allgegenwärtigen Tod gibt die afrikanische Kultur mit dem Glauben an das Weiterleben der Ahnen. Diese leben aber nicht nur weiter in einer anderen besseren Welt jenseits aller Vorstellungen wie



es das Christentum lehrt, sondern sie leben aktiv mit den Lebenden und nehmen auf deren Schicksal auch Einfluss. Ethische Verfehlungen können von den Ahnen gerächt werden. Ethische Verfehlungen sind in der Regel Verletzungen der Rechte der Sippe. Das System der Großfamilie ist also auch metaphysisch begründet und rituell begleitet. Jeder Angehörige einer Sippe muss das Grab eines näheren Angehörigen nach seinem Tod wenigstens einmal besuchen, sonst ruft er Zorn auf die ganze Sippe herab. Kommen in einer Großfamilie hintereinander mehrere Unglücksfälle vor, liegt es nahe zu vermuten, dass jemand die Ahnen erzürnt hat.

c) Tradition und Moderne

Tritt nun eine junge Frau oder ein junger Mann ins Kloster ein, bringt er all diese Vorstellungen und Verpflichtungen mit sich. Diese individuellen Voraussetzungen sind konstitutiv und können nicht einfach mit dem Noviziatsunterricht abgelegt werden. Nun wollen aber junge Afrikanerinnen und Afrikaner Ordensleute werden. Sie bejahen die Aufgaben und sehen große Chance für sich und ihr Land. Ihre eigenen Erfahrungen und Verpflichtungen stehen dabei aber oft im Weg und kommen mit den Idealen in Konflikt.

Dabei gibt es kulturelle Vorprägungen, die einem Ordensleben förderlich sind und andere, die es eher behindern. Afrikaner sind zur Ein- und Unterordnung erzogen. Gemeinschaftsleben ist für sie kein Problem. Die Abstimmung auf das Gemeinwohl, der Vollzug gemeinschaftlicher Lebensweise im Essen, Beten und Arbeiten ist eine Selbstverständlichkeit. Das individuelle Freiheitsstreben, das so kennzeichnend für junge Leute in der westlichen Welt ist, kommt in Afrika nur in Ansätzen bei den Kindern der Eliten vor. Das sind aber so wenige, dass es bei unseren Betrachtungen keine Rolle spielt. Afrikanerinnen und Afrikaner sind also an hierarchische Strukturen gewöhnt, akzeptieren Traditio-

nen und verlangen keinen begründeten Gehorsam. Das ist für viele Europäische Besucher oft der erste Eindruck. In Schulklassen gibt es keine Disziplinprobleme. Der Obere bekommt keinen Widerspruch, wenn er Aufträge erteilt. Insofern wirken auch afrikanische Traditionen positiv auf manche speziell katholischen Traditionen. Der Gehorsam wird von den evangelischen Räten – nicht überraschend – besonders geschätzt. Kritische Auseinandersetzungen finden so kaum statt. Afrikanische Menschen, besonders in Tansania, haben große Schwierigkeiten, das zu sagen was sie denken. Sie haben nie gelernt ihre Gefühle oder inneren Nöte in Worte zu fassen. Die Gruppe war immer wichtiger und ihr musste alles untergeordnet werden.

Die Konsequenzen fürs Ordensleben sind dann offensichtlich und relativ leicht einzusehen. Den jungen Menschen fällt es zunächst leicht, sich in das Gemeinschaftsleben einzuordnen. Religiöses Tun in Liturgie und gemeinschaftlichem Gebet ist selbstverständlich. Ein Infragestellen des Glaubens ist gar nicht vorstellbar. Das wirkt auf manche westlich geprägten Besucher faszinierend und sie denken traurig, dass diese religiöse Selbstverständlichkeit im Westen verloren gegangen ist.

In der Tat besteht hier ein großes Verstehensproblem im Dialog mit Afrikanern, weil beide eine völlig unterschiedliche religiöse Weltanschauung haben. Europäer wachsen weitgehend säkular auf. Das Leben ist partikularisiert und Religion ist nur ein Lebenselement unter anderen. Die Welt der Schrecken und Dämonen wird entweder ignoriert, in die Welt der Unterhaltung oder der Esoterik verdrängt. Afrikaner erleben Religion als Grundlage ihres Daseins mit all den dämonischen Kräften, die darin erhalten sind. Alles Unerklärliche wird in religiösen Dimensionen gesehen, auch wenn es nach westlichem Verständnis zu naturwissenschaftlichen Phänomenen gehört wie zum Beispiel Krankheiten. Da die christlichen Lehren keine leich-



ten Antworten darauf geben, wo das Böse und Unheimliche herkommen, bleiben die afrikanischen Erklärungen befriedigender.

Es handelt sich beim Lebensgefühl einer Afrikanerin oder eines Afrikaners also um eine Gemengelage zwischen einer traditionellen Lebensmetaphysik, neuen christlichen Lehren und dem Einbruch der Moderne, die sich vor allem mit den neuen Medien kundtut. Leider wird diese Grundsituation wenig reflektiert und die jungen Menschen, die sich fürs Ordensleben entscheiden, bekommen wenig Hilfestellung. Meistens werden die Probleme mit Hilfe der Disziplin zu lösen versucht. Das hat ja seine afrikanische Tradition und lässt sich am leichtesten durchsetzen. Die einzelnen Konfliktsituationen entstehen aber oft nicht aus Wahlsituationen und können daher auch nicht mit aus Disziplin stammender Entscheidung gelöst werden. Es soll hier versucht werden, einige Konfliktsituationen anzusprechen, mit der junge Ordenschristen konfrontiert werden.

d) Sexualität

Sexualität spielt eine starke Rolle im afrikanischen Bewusstsein. Der junge Mann wird von sehr frühem Alter an auf seine sexuelle Stärke geprüft. Der Vater kontrolliert regelmäßig, ob eine Erektionsfähigkeit besteht. Pubertierende Jungen sind ständig gedanklich damit beschäftigt, ob sie sexuell leistungsfähig sind. Der Autor wurde einmal in einem Internat gebeten, eine Reihe von Jungen im Alter von 15 bis 16 Jahren zu untersuchen, die über diverse Beschwerden klagten. Es handelte sich um eine Sekundarschule hohen Niveaus. Alle wollten im Grunde nur bestätigt haben, dass sie „normal“ entwickelt waren. Viele hatten Zweifel und standen deswegen unter enormem psychischen Druck. So ist denn auch in der medizinischen Sprechstunde die männliche Potenz eines der Hauptthemen, wegen denen Männer den Arzt aufsuchen.

Männer, die sich entschließen, ins Kloster zu gehen, sind genau so aufgewachsen. Im Kloster erfahren sie aber darüber wenig und leben unter dem Druck, einerseits keine echten Männer zu sein, andererseits doch den Gelübden entsprechend leben zu wollen. Aus Gewohnheit halten sie die äußere Disziplin und erlauben sich zwischendurch einmal eine „Schwäche“. Die katholische Kirche bietet mit der Beichte einen Ritus, durch den man mit beidem leben kann. Niemand käme auf die Idee, das System selbst zu hinterfragen.

Bei den Frauen sieht es anders aus. Der Wunsch, Kinder zu bekommen, ist natürlich groß und wird von den meisten Frauen auch bejaht. Aber allen ist bewusst, dass das Gebären und Aufziehen von Kindern eine große Last ist. Die Männer überlassen dies traditionell auch hauptsächlich den Frauen. Zudem wird die Frau von ihrem Mann oft schlecht behandelt. Misshandlungen von Frauen sind in Afrika an der Tagesordnung. Jeder, der in Krankenhäusern gearbeitet hat, kann das aus eigener Erfahrung bestätigen, weil viele Frauen ärztliche Behandlung brauchen, wenn sie von ihren Männern geschlagen werden. Viele Frauen erleben das Ordensleben daher als Befreiung von solchen Lasten. Sie können sich ohne Angst entfalten und erhalten oft eine bessere Ausbildung als es ihnen sonst möglich gewesen wäre. Speziell in Tansania haben sich durch die Anwesenheit von Ordensschwestern die Kriterien verändert, die das Ansehen der Frauen bestimmen. Ordensschwestern genießen hohes Ansehen, auch wenn sie keine Kinder haben. Das war früher so nicht der Fall. Gesellschaftlich wird also die kinderlose Ordensfrau viel eher akzeptiert als der „zeugungsunfähige“ Ordensmann. Auch traut man der Frau eher zu, das Zölibat zu halten. All das führte dazu, dass es wesentlich mehr Ordensfrauen als Ordensmänner gibt. Die eingangs erwähnten Statistiken unterstreichen das.



e) Loyalität

Schwieriger ist das Problem der Loyalität. Die absolute Loyalität zur Sippe ist so tief kulturell verwurzelt, dass man auch gar nicht erwarten kann, dass dies in wenigen Generationen verändert wird. Dieser Umstand ist aber so gravierend, dass manche Ideale von Ordensleben in Frage gestellt werden. Eigentlich sollte man davon ausgehen können, dass Afrikaner besser eine Gemeinschaft aufbauen können, als die individuell geprägten Europäer. Im äußeren Lebensablauf ist das auch so. Entscheidend auf die Probe gestellt wird aber dieser Gemeinschaftssinn, wenn ein Loyalitätskonflikt auftritt. Viele Ordensleute sind die einzigen in ihrer Familie mit besserer Schulbildung. Nun besteht ein Bruder oder eine Schwester die Prüfung für eine höhere Schule, die Familie hat aber kein Geld, diese Ausbildung zu bezahlen. Die Ordensfrau oder der Ordensmann hat bisher zuverlässig die Kasse eines Betriebs verwaltet. In der Kasse befindet sich das Mehrfache dessen, was die Ausbildung des Bruders oder der Schwester kosten würde. In vielen Fällen wird der Loyalitätskonflikt dann zugunsten der Familie entschieden.

Dabei wäre es entscheidend wichtig, dass über das Ordensleben eine Änderung der Loyalitäten erreicht wird. Denn dieses auf die Großfamilie beschränkte Loyalitätsgesetz ist die große Schwäche Afrikas. Die Predigten Jesu gingen ja an ein Publikum mit durchaus ähnlichen Strukturen. Menschen die aus dem Sippensystem herausfallen, haben keinerlei Fürsorge. Damals waren es die Waisen und Witwen, heute sind es die AIDS-Opfer. Die Familien sind einfach überfordert, solche Notfälle aufzufangen. Dies gilt schon für die Verwandten, aber noch viel mehr für Menschen, deren Familien wegen AIDS nur noch aus Kindern und alten Menschen besteht.

Die Umorientierung der Loyalität von der Sippe zur Ordensgemeinschaft und ihren Idealen wäre der größte Beitrag, den die Ordensgemeinschaften der heutigen afrikani-

schen Gesellschaft schenken könnten. Der verstorbene Präsident Nyerere wollte dieses Familiensystem auf den Staat übertragen und ist kläglich damit gescheitert. Der Staat ist eine abstrakte Größe und für den normalen tansanischen Dorfbewohner als solcher gar nicht existent. Die überschaubaren Gemeinschaften eines Ordens wären sehr wohl für einen solchen sozialen Entwicklungsprozess geeignet. Gemeinschaftseigentum, die geschwisterliche Sorge um den anderen in Krankheit und Krise, das christliche Ideal vom Menschen als Schwester und Bruder aller kann an konkreten Strukturen geübt und praktiziert werden. Da Ordensleben Lebensbindung bedeutet, hat es auch nachhaltige Wirkung. Der einzelne bringt aber sehr unterschiedliche Voraussetzungen mit, wie und ob er einen solchen Prozess nachvollziehen kann. So hängt das Gelingen einer solchen Prägung eher vom Zufall ab. Diese Formung geschieht unbewusst und ist viel zu wenig Teil der Noviziats- und Junioratsausbildung. Bei Gesprächen haben zeitliche Professoren oft keinerlei Ahnung, was zum Beispiel Gemeinschaftseigentum bedeutet. Hier gibt es einen großen Nachholbedarf.

Dennoch kann man nach langer Zeit feststellen, wie traditionelle afrikanische Vorstellungen in christlichem Kontext eine neue Bedeutung bekommen. Bis noch vor kurzer Zeit war es für jeden Afrikaner und auch Tansanier eine Selbstverständlichkeit, am Platz der Ahnen beerdigt zu werden. Da wo alle Ahnen sich versammeln, gehört jedes Familienmitglied auch nach dem Tod hin. Zu Lebzeiten sind Tansanier sehr beweglich. Wo sie Arbeit finden, leben und wohnen sie, auch weit entfernt von ihrem Geburtsort. Aber beim Tod gelten die alten Gesetze unverändert weiter. Erst das Massensterben von AIDS hat diese geändert, weil sich viele den Transport der Leiche nicht mehr leisten können. In dieser speziellen kulturellen Eigenart hat sich jedoch im Ordensleben ein erstaunlicher Wandel vollzogen. In den Klöstern Tansanias ist es ganz selbstverständlich, dass die ver-



storbenen Klosterangehörigen auf dem Klosterfriedhof beerdigt werden. Viele junge Ordensleute empfinden sogar die alten Missionare, die auf dem Klosterfriedhof liegen, als ihre Ahnen. Man könnte sagen, im Jenseits habe ein Loyalitätswechsel stattgefunden. Dies ist in anderen Ländern keine Selbstverständlichkeit. In Kenia wollten die Eltern eines verunglückten Mönchs die Leiche abholen und sie bei sich beerdigen. Aber die Mönche bestanden darauf, ihn im Kloster zu beerdigen. Dies war nur nach sehr langen Gesprächen möglich. Dieses Beispiel zeigt aber wie neue Bezüge entwickelt werden können.

Ohne einen Loyalitätswechsel kann aber keine Gesellschaft aufgebaut werden. Kein Staat funktioniert, wenn seine Bürger nur die Sippe als Organisationsmodell anerkennen. Schlecht geht es dann vor allem den Schwachen, weil niemand für sie da ist. Gerade in karitativen Orden kann eine Arbeit für die Armen nur gelingen, wenn die Ordensleute sich diesen Menschen widmen, auch wenn sie nicht mit ihnen verwandt sind.

f) Kreativität und Persönlichkeitsbildung

Die Kehrseite der hohen Integrationsfähigkeit in die Gruppe ist die mangelnde Individualität. Wie bereits gesagt, werden Afrikaner in der Erziehung zu bedingungslosem Gehorsam angehalten. Eigenständige Gedanken und Kritik sind nicht gefragt. So können Traditionen gut aufrechterhalten werden. Sitten und Gebräuche werden unverändert weitergegeben und auch gepflegt. Auf das Ordensleben übertragen heißt das, dass viele Bräuche, die von den Missionaren aus Europa mitgebracht wurden, ungefragt weiter tradiert werden. Das kann absurde Züge annehmen. In Klöstern, in denen es schon lange keine Ausländer mehr gibt, kann man immer noch am Essen das Land erkennen, aus dem die Missionare einmal kamen. In italienischen Klöstern gibt es Nudeln und Käse, in deutschen Wurst und Leberkäse, in

französischen fehlt der Wein nicht. Das sind recht oberflächliche Bräuche, aber bei Aufgabenstellungen und Ordenszielen wird es natürlich wichtiger. Als die Missionare ins Land kamen, gaben sie Antwort auf die Not, die sie antrafen. Klassischerweise wurde eine Kirche mit Pfarr- und Schwesternhaus errichtet. Dazu kam eine kleine Landwirtschaft zum eigenen Lebensunterhalt. Die Aufgaben waren die pastorale Versorgung, eine kleine Krankenstation, eine Haushaltungsschule für Frauen und eine Handwerkerschule für Männer. Im Ort wurde meist noch eine Volksschule gegründet. Diese stereotype Missionsstation hat sich als äußerst erfolgreich erwiesen. Es konnte eine weitgehende Alphabetisierung der Bevölkerung erreicht werden, der Gesundheitsstatus und die Lebenserwartung wurden verbessert und die Lage der Frauen ganz entscheidend zum Guten verändert. Der Erfolg zementierte dieses Modell aber so, dass heutige Aufgaben nicht mehr angepackt werden und viele Institutionen nur noch Last sind. Hier wäre Kreativität und Ideenreichtum gefragt. Aber gerade das wird im traditionellen Leben und durch das Gehorsamsgelübde in den Orden nahezu systematisch verhindert. Ordensleute sind oft erstaunlich wenig kreativ, weil sie es ja auch nicht sein durften, zu Hause nicht und erst recht nicht im Kloster.

Die mangelhafte Ausbildung zur Individualität hat auch einen geringen Verantwortungssinn hervorgebracht. Viele Ordensleute fühlen sich nicht für die Arbeit verantwortlich, die sie ausführen. Fragt man junge Ordensleute, was sie denn gern tun würden, kommt meist die Antwort: „Was die Oberen mir sagen, werde ich tun.“ Die Folge ist eine allenthalben herrschende Verantwortungslosigkeit. Orden können oft nicht ihre Institutionen weiterführen, weil ihre Mitglieder keine emotionale Verbindung zu den Orten ihres Einsatzes herstellen können.



6. Leitungsprobleme

Wer längere Zeit in Tansania mit Orden zusammenarbeitet, wird bald ein eigenartiges Prinzip von Versetzungen feststellen. In allen Orden werden permanent Versetzungen vorgenommen. Meistens bekommt die Schwester – bei Frauen ist dieses Prinzip besonders ausgeprägt – am Vortag der Versetzung mitgeteilt, dass sie woanders eingesetzt wird. Gründe werden keine angegeben, denn – man erinnere sich – Gehorsam geht über alles. Diese Art, Menschen zu führen, hat zur Folge, dass keine Schwester und kein Bruder sich voll und ganz für seine Aufgabe einsetzt. Es ist auch sehr schwierig, in solchen Systemen kontinuierliche Aufbauarbeit zu leisten. Ganz fatal ist es, wenn durch dieses Prinzip gut ausgebildete Ordensmitglieder in ausbildungsfremden Arbeiten eingesetzt werden. Teure Ausbildungen, die oft mit Mühe finanziert wurden, gehen so völlig in die Leere.

Wie kommt solche fehlgeleitete Führung eigentlich zustande? Fehler können immer vorkommen, aber bei einer so weit verbreiteten Unsitte, muss man doch fragen, wie sie zustande kommt. Ein Problem liegt darin, dass die Ordensoberen oft nicht wirklich selbst entscheiden können. Eine entscheidende Rolle spielen die Bischöfe, die ohne auf die Lage der Orden Rücksicht zu nehmen, Maßnahmen bestimmen. Da wird eine Schule eröffnet und der Bischof verlangt von „seinen“ Schwestern das Personal zu stellen. Er fragt sie vorher nicht, er gibt kein Geld, sondern verlangt Gehorsam. Das Eingriffsrecht der Bischöfe in die Orden diözesanen Rechts zwingt Obere oft zu schwer verstehbaren Entscheidungen. Denn jede Personalversetzung löst eine Karussell der Personalentscheidungen aus.

In einer anderen Diözese hat der Bischof bestimmt, dass alle Schwestern seines Diözesanordens mittlere Reife nachholen müssen, auch wenn sie das 50ste Lebensjahr überschritten haben. Da wird eine tüchtige Schwester, die bisher erfolgreich den Kuh-

stall geleitet hat, vier Jahre lang auf die Schulbank gezwungen. Bei ihrer Rückkehr wird sie kaum noch einen Stall voll gesunder Kühe vorfinden. Natürlich handelte der Bischof aus besten Absichten. Die mangelhafte Schulbildung der Schwestern machte es schwierig, komplexe Institutionen zu führen und er wollte das Bildungsniveau auf ganz breiter Ebene anheben. Es fehlt aber an Sachkenntnis und der Fähigkeit zur Korrektur von Entscheidungen. Solcher Mangel macht sich bei Führungskräften besonders schmerzlich bemerkbar.

7. Zukunft

Als die Ordensgründerinnen und Gründer nach Tanzania kamen, sind sie bei der Gründung von Institutionen ihren Ordenszielen und ihrer Vorbildung gefolgt. Sie haben in diesem vorgegebenen Rahmen versucht, Antwort auf die Probleme zu geben, die sie vor Ort antrafen. Nun haben sich die Problemfelder, die Ordensmitglieder selbst und teilweise auch die Ordensziele verändert. Die Probleme sind immens. Aber dennoch ist es bei dieser Lage erstaunlich, wie viele Ordensgemeinschaften in Tansania existieren und auch gute Arbeit leisten. Es wäre jetzt aber an der Zeit, die Lage zu analysieren und die Situation der Orden für die Zukunft tragfähig zu machen. Es kann hier nicht der Platz sein, Rezepte zu entwickeln. Die müssen vor Ort gefunden und ausprobiert werden. Es sollen hier aber Problemfelder aufgezeigt werden, wo sich etwas tun muss und wo auch das Engagement europäischer Ordensleute nach wie vor gefragt ist.

Viele diözesane Frauen- und Brüderekongregationen befinden sich in einer akuten Krise. Manche Gemeinschaften wurden schon 10 oder 15 Jahre nicht mehr visitiert. Es fehlen Führungskräfte und Planungsfähigkeiten. Oft fehlt es an Basiskenntnissen in der Verwaltung und bei der Durchführung von Projekten. Organisationen, die helfen möch-



ten, finden keinen Ansprechpartner. Solche Kongregationen müssten identifiziert und entsprechend beraten werden.

Das Recht der Bischöfe, in die Gemeinschaften einzugreifen, muss besser geregelt werden. Hier ist wohl auch der Heilige Stuhl gefordert. Es fanden auch schon entsprechende Maßnahmen statt und in Rom sind diese Zustände bekannt. Aber die Anzahl der Gemeinschaften ist so groß, dass man leicht den Überblick verliert.

Für alle Ordensgemeinschaften wäre ein internationaler Kontakt sehr wichtig, damit sie aus ihrer Erstarrung herauskommen und Modelle entwickeln, wie sie die Ideale ihrer Gründer zukunftsfähig machen können. Einigen Orden ist es gelungen, ihre Mitglieder gut auszubilden. Diese müssen aber auch entsprechend der Ausbildung eingesetzt werden. Dieses Prinzip muss von Geberorganisationen immer wieder eingefordert werden. Führungspersonal bedarf der Weiterbildung in Menschenführung und Management. Das Prinzip hierarchischer Autorität genügt nicht, um Verantwortlichkeit und Loyalität zu entwickeln. Das partizipatorische Prinzip des modernen Führungsstils hat seine besondere Tradition in katholischen Orden. Es ist schade, dass im Gegensatz zum Gehorsam, dieser in Jahrhunderten erprobte Führungsstil so wenig in Afrika Fuß gefasst hat. Hier können europäische Ordensleute aus ihrer Erfahrung zeigen, wie es auch anders geht. Ganz dringend muss die Frage der Finanzierung geregelt werden. Auch hier erwarten Bischöfe oft unbezahlte Arbeit von ihren Schwestern und von manchen Brüderorden ohne darüber nachzudenken, wie diese Schwestern und Brüder leben sollen. Die Schwestern sind manchmal völlig auf sich allein gestellt, um Geld einzutreiben und be-

schäftigen sich mehr mit Handel oder Herstellung von Produkten, die sie über Wasser halten sollen. Die Klöster müssten eine arbeitsteilige Wirtschaftsform entwickeln, in der eben ein Teil der Ordensmitglieder eher wirtschaftlich tätig ist und der andere sozial. In dieser Mischwirtschaft können dann auch soziale Tätigkeiten weitergeführt werden. Das geht natürlich nicht, wenn ein Orden ausschließlich soziale Tätigkeiten ausführt. Diese Fragen müssen aber in jeder Gemeinschaft gesondert geklärt werden, weil sonst eine Weiterführung der Dienste irgendwann einmal unmöglich wird.

8. Schluss

Im Ordensleben besteht die einmalige Chance, christliche Werte ganz allmählich in die Gesellschaft einzubringen. Die Orden können dies durch beispielhaftes Leben tun und durch Institutionen, die diese Werte direkt unters Volk bringen. In Tansania sind die von Ausländern aufgebauten Orden noch nicht stabilisiert. Die große Zahl und die vielfachen Tätigkeiten führen zu der Illusion, dass die Orden in Tansania eine prachtvolle Zukunft vor sich hätten. Es sind aber länderübergreifende Maßnahmen notwendig, um die Kongregationen zukunftsfähig zu machen und sie in die Lage zu versetzen, eine christliche und ihrer Lebensart gemäße Antwort auf die Probleme der Zeit zu geben.

Br. Ansgar Stüfe OSB ist Internist und Tropenmediziner. Von 1987 bis 2003 leitete er das Missionskrankenhaus in Peramiho, Tansania. Seit August 2005 ist er Missionsprokurator der Kongregation der Missionsbenediktiner in St. Ottilien.